

Das schwarze Schaf

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 48

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-503057>

Nutzungsbedingungen

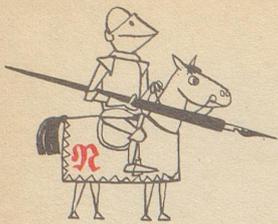
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ritter Schorsch sticht zu

«Grüß ech, Herr Oberscht!»

Aus dem Garten des Onkels, bei dem Ritter Schorsch als kleiner Bub die Ferien verbringen durfte, war so oft die gleiche Szene zu beobachten, daß sie ihm unverlöschlich im Gedächtnis blieb. Gegen Mittag jeweils, kurz bevor die Tante zum Essen zu rufen pflegte, schritt ein älterer, weißhaariger Herr in imposanter Haltung die Dorfstraße herab. Er wurde, wie dem Ritter bald auffiel, von jedermann aufmerksam begrüßt, insbesondere von unserem greisen Nachbar, der auf dem Bänklein vor seinem Hause saß, sich jedesmal erhob, das Käppchen lüftete und «Grüß ech, Herr Oberscht!» sagte. Es entspann sich dann ein kleines Gespräch, das aber aus der Ferne nicht zu verstehen war, worauf der aufrechte Herr seinen Weg fortsetzte und um die hervorspringende Hausecke der Wirtschaft «Zum Bären» entschwand.

Der Onkel, von dem der Ritter erstmals erfuhr, was ein Oberst überhaupt ist, hat dem Ferienbuben später, als die Gesprächspartner von der Dorfstraße schon beide im Kirchhof lagen, den respektgebietenden Herrn geschildert. Er war der einzige Fabrikant im weiten Umkreis, ungemein tüchtig, jedoch gebieterisch, Dorfkönig auch ohne Aemter, und im Militär mehr Feudalherr als Führer von Milizsoldaten. Der Ritter spürte die Vorbehalte des Onkels, ohne sie noch richtig zu verstehen; aber er merkte zugleich, daß die Kritik die Achtung nicht zu überschatten vermochte. Daran, daß der Oberst Respekt nicht nur verlangte, sondern auch verdiente, war für den Onkel ganz offenkundig nicht zu rütteln. In den dreieinhalb Jahrzehnten, die seit der Grußzeremonie

auf der Dorfstraße verstrichen sind, hat die wirtschaftliche Szene sich fast von Grund auf verwandelt. Schon damals war der patriarchalische Unternehmer in der Ausprägung des alten Obersten nur noch auf dem Lande möglich, und auch dort als ein Zeuge versunkener Tage. Seine Art des Führens und Verfügens, des Wagens und Verantwortens vermochte den modernen Anschauungen und Ansprüchen auf dem Gebiete der Wirtschaft und der sozialen Politik nicht mehr zu genügen. Verhandeln zu müssen, um handeln zu können, verlangte den Abschleiß jener Kanten, die Persönlichkeiten wie der alte Oberst noch ganz selbstverständlich aufwiesen.

Da der Ritter kein romantischer Rückblicker ist, der versunkenen Zuständen nachtrauert, sondern sich mit gezieltem Lust in der Gegenwart tummelt, wünscht er die Zukunft nicht nach dem Vorbild der Vergangenheit. Nur sollte man nicht tun, als habe der alte Oberst eine Generation von puren Blutsaugern repräsentiert. Wenn Schorsch eine gewisse Kategorie der heutigen Superverdiener betrachtet, so lobt er sich redlich den alten Herrn, dessen Stellung ganz offenkundig auch seinem menschlichen Format entsprach. Was immerhin sehr viel mehr ist, als manche der heutzutage vergoldeten Größen zu bieten haben. Er brauchte nicht die Hilfe einer bestimmten Karosserie, um seinen Stil zu beweisen. Er war eine Prominenz, aber kein Bonze.

Daß es mehr Leuten als je zuvor ordentlich bis prächtig geht, ist nichts weiter als erfreulich, und daß Herr Neureich exklusiven Lustbarkeiten frönt, gehört offenkundig selbst in Moskau zur Tages- und Nachtordnung. Wer nicht zu den grundsätzlichen Neidern gehört, wird derlei schmerzlos hinnehmen – zumal es nicht nur mit dem Geld und dem Geist, sondern auch mit dem Geld und dem Glück seine besondere Bewandnis hat. Auch beim heutigen Stand der Demokratisierung! Die Breitenstreuung der guten Eigenschaften nämlich ist mit einer noch so überwältigenden Mehrheit nicht zu beschließen.

DAS SCHWARZE SCHAF

Josef Kroll, ein Meister in der Unterweisung, zeigte seinem Söhnchen, erblich kriminell, alle Arten von gelenkter Zugsentgleisung klar und einprägsam am Eisenbahnmodell.

Später bastelte er hübsche Guillotinen und erläuterte dem Filius liebevoll, daß man für die messerscharfen Köpfmaschinen nur den besten Schwedenstahl verwenden soll.

Aufs Erdolchen und Erwürgen (und so weiter) war er pädagogisch ebenso bedacht, und er demonstrierte sachlich, wenngleich heiter, wie man einen Puppenstubenbrand entfacht.

Kroll der Jüngere, ein talentierter Schüler, war am Spielzeug-Galgen gleichfalls sehr geschickt; sein Ernährer hat mit Stolz und scheinbar kühler doch bewegter Zuversicht auf ihn geblickt.

Aber dieser wurde schließlich ein Beamter, pensionsberechtigt, ehrlich, treu und brav, und Papa, ein von den Göttern arg Verdammter, zischte bleich: «Hinweg mit dir, du schwarzes Schaf!» –

Vater Kroll – der Bub ward mutterlos geboren – reichte dem zum Bourgeois konvertierten Sproß nicht die Hand beim Abschied, sondern stand verloren lang im Kinderzimmer, eh er sich erschoss

Fridolin Tschudi